

Gabriele Treige

**Die Übermacht des Üblichen**



Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie.  
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar unter  
<http://dnb.d-nb.de>

Besuchen Sie uns auch im Internet:  
[www.marta-press.de](http://www.marta-press.de)

1. Auflage Januar 2020

© 2020 Marta Press UG (haftungsbeschränkt), Hamburg, Germany,  
[www.marta-press.de](http://www.marta-press.de)  
Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,  
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des  
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© Umschlaggestaltung: Niels Menke, Hamburg  
unter Verwendung von © Illustrationen von XXXXXXXXXXXX

Printed in Germany.

ISBN 978-3-944442-XX-X

Den Nachbarn hat, genau wie mich, die Sonne auf den Balkon gelockt. Durch die steinerne Wand zwischen uns höre ich ihn hantieren, den Sessel, auf der Suche nach dem besten Platz, von schwerfälligen, rasselnden Atemgeräuschen begleitet, über den Boden schieben, Gegenstände verrücken und dann die Utensilien sommergenießenden Müßiggangs, eine Tasse Kaffee, ein Bier oder ein sonstiges Getränk, Aschenbecher und Zigaretten, Buch oder Zeitung aus dem Wohnungsinneren holen und sich schließlich laut ächzend in das Sitzmöbel sinken lassen. Obwohl wir nebeneinander leben, unsere Balkone wie auch unsere Zimmer Wand an Wand liegen, bekommen wir einander nur selten zu Gesicht. Wenn ich das Haus verlasse und er gerade aus dem Fenster schaut, erschreckt mich seine massive, den gesamten Rahmen ausfüllende Erscheinung, die Spuren der Zeit in seinem Gesicht, wie sie es aufgeschwemmt und ihm eine talgigblasse Farbe gegeben, seine ehemals schwarzen Haare gelblichweiß gemacht hat, so dass ich nur einen kurzen Gruß nicke und eiligen Schrittes an ihm vorbeilaufe. Vom anderen Nachbarn, der gelegentlich für ihn einkauft, habe ich erfahren, dass er sehr krank ist, bereits zwei Lungenoperationen hinter sich hat und mehrmals in der Woche zur Blutwäsche muss. Seit ich das weiß, bemühe ich mich, die Geräusche, die aus seiner Wohnung kommen, mit Nachsicht zu ertragen. Mir zu sagen, dass er kaum noch hinauskommt, wenn am frühen Nachmittag die in Minutenfolge von Lachsalmen unterbrochenen amerikanischen Serien zu mir herüberdringen, und wahrscheinlich darüber hinaus schwerhörig ist und deshalb den Ton so laut dreht, leide mit ihm, wenn er einen seiner Hustenanfälle bekommt, die sich anhören, als wüge er seine Eingeweide aus sich heraus. Im Augenblick des Vorbeilaufens schäme ich mich für die Unpersönlichkeit unseres Kontaktes angesichts der vielen Jahre, die wir schon nebeneinander wohnen, als trüge ich ~~die Alleinverantwortung~~ mit meiner Unnahbarkeit. Manchmal stößt er bei seinen Balkonaktivitäten einen lauten Fluch aus, löst sich aus den Tiefen seines schweratmenden Brustkorbes ein wütendes „Mist“ oder „Scheiße“ und ich fahre erschrocken zusammen, als sei ich die Ursache seines Missgeschicks oder hätte ihn von dem, was wir Wand an

Wand voneinander mitbekommen, etwas zu diesem Ausbruch provoziert.

Vor acht Monaten hatte sie mich hinausgeworfen. Mir mitgeteilt, dass sie nichts mehr für mich tun könne und wir uns fortan nicht mehr treffen würden.

„Dies ist heute die letzte Stunde“, hatte sie an einem verregneten dreiundzwanzigsten November gesagt und eine undurchdringbare, sich gegen meine Fassungslosigkeit verschließende Miene aufgesetzt. Hatte, wissend, dass nur noch diese eine Stunde mit mir zu überstehen sei, all meine Bemühungen, mir die Situation begreifbar zu machen, an sich abprallen lassen.

Der Gedanke, alles aufzuschreiben, war kurze Zeit danach entstanden. Dass ich, um das Geschehene zu bewältigen, ihm meine Worte geben, es vor dem Verschwinden retten musste, vor dem Nichtgewesensein und den langläufigen Interpretationen anderer, dass ich mich mit Hilfe eigener Worte meiner Existenz vergewissern, gegen das Verstummen anschreiben musste und gegen das Ertrinken im Meer fremder Worte. Dass es schwer sein würde, sich dem Erinnerungsprozess auszusetzen, hatte ich von Anfang an gewusst, die Trauer auszuhalten und die Wut; schwer, der Angst zu begegnen, dass sich mir die Sprache verweigern und damit den letzten Versuch, mich meiner selbst zu vergewissern, zunichtemachen könnte.

Es wäre keine Geschichte, die ich zu erzählen hätte. Eine Geschichte hatte einen Anfang und ein Ende und dazwischen geschah etwas. Ich würde von keinem Geschehen zu berichten haben und vielleicht am Ende, wenn alles gesagt wäre, wieder am Anfang angekommen sein. Mein Schreiben würde vielmehr eine Übersetzungsarbeit sein, die Transformation von etwas Unsichtbarem und damit Nichtexistentem in etwas Gestaltannehmendes; eine Arbeit, bei der es, wie bei der Übertragung von einer Sprache in eine andere, auf jedes Wort ankäme, die Worte Bausteine eines Hauses aus Sprache wären, das ein falsch gewähltes zum Einsturz

brächte. Doch was wäre, wenn die richtigen Worte sich selbst mit noch so großem Aufwand an Zeit und Mühe nicht finden ließen? Würde ich dann am Ungesagten ersticken, an der Unfähigkeit, mich sichtbar zu machen, zugrunde gehen?

„So lange der Schmerz dich nicht der Sprache beraubt, ihn zu beschreiben, ist er aushaltbar“, hatte ich vor langer Zeit irgendwo gelesen und mir diesen Satz über den Schreibtisch gehängt. Gedacht, dass ich so leben wollte, in der tröstlichen Gewissheit, dass es etwas gab, das mir niemand nehmen könne und das mich im Ernstfall retten würde: den Dingen meine eigene Stimme zu geben. Aber schon während ich den Papierfetzen mit einer Stecknadel an die Wand heftete, waren mir Zweifel gekommen. Was wäre, wenn mich der Schmerz tatsächlich der Sprache beraubt oder wenn ich, schlimmer noch, nie eigene Worte besessen hatte und die Gewissheit, über alles schreiben zu können, nur Illusion, eine Strategie gewesen war, um das Leben zu ertragen? Hatte ich das Schreiben nicht seit jeher mehr als energiezehrende und ein Höchstmaß an Disziplin erfordernde denn als beglückende Tätigkeit empfunden? Am schönsten war das Gefühl, eine Schreibende zu sein, immer in Situationen des Nichtschreibens gewesen, denke ich, die Kraft zu spüren, die es einem als Möglichkeit des Rückzugs im Alltag gab. Ich brauchte dieses Gefühl, wenn ich mir im Zusammensein mit anderen abhanden zu kommen drohte, brauchte es, mir diese Möglichkeit der Selbstbewahrung zu suggerieren, wenn ich vorgab, wie sie zu sein.

Bei den Sonntagsfrühstücken im Wirtshaus Hasenheide brauchte ich es, wenn Martin mir im gemusterten Pullover gegenüber saß, seine Hände mit den langgewachsenen Nägeln mit dem Zerteilen, Aufspießen und Zum-Mund-Führen der Speisen auf seinem reich gefüllten Teller beschäftigt waren und die schlaffe Haut seines Halses zitterte, während er unablässig redete, von Schnäppchenkäufen der vergangenen Woche erzählte, von Restaurantbesuchen und Kurzreisen. Um in das Stimmengewirr des von einer Riesenmarkise überdachten Vorgartens eintauchen zu können, in das enge Beieinander der Restaurantbesucher, in

dem ich meine Mitfrühstücker bereits ausmachte, wenn ich mein Rad an den schmiedeeisernen Zaun schloss, Gerts grauen Haarschopf, Marions roten und Martins unauffällige Durchschnittlichkeit, und aus dem heraus sie mir auch schon zuwinkten, mich heranwinkten, als erhofften sie von mir eine Erlösung aus ihrem ziellosen Wortgeplänkel.

Ich inszenierte mich für Zusammenkünfte dieser Art und tat dies zugegebenermaßen nicht ohne ein gewisses Vergnügen; es machte mir Spaß, mich in eine der Öffentlichkeit angepasste Person zu verwandeln. Schon zu Hause, mein geschminktes Gesicht zufrieden im Spiegel betrachtend, spürte ich die Freude auf das Mich-zeigen-Können und genoss es weiterhin, mit diesem erwartungsvollen Gefühl die sonntäglich stillen Straßen zu durchradeln, in denen nur vereinzelte Hundeausführer unterwegs waren, morgendliche Brötchenholer, Kirchgänger und hier und da ein aus der letzten Nacht Übriggebliebener, und dann den Stadtpark mit seinen Morgenläufern und Tai-Chi-Übenden auf den Wiesen.

Gerts Bart kratzte beim obligaten Wangenküsschen und Marion breitete ihre kurzen, stämmigen Arme aus, damit ich mich in sie hineinfallen lassen und auch ihre Wangen mit Küssen bedecken konnte. Weil wir uns schon so lange kannten, bezeichnete sie mich als ihre Freundin, obwohl, wie ich fand, unser Verhältnis nie besonders vertraulich gewesen war. Sie hatte sich ihre Jacke über die kräftigen, von einer hautengen Hose umspannten Schenkel gelegt und schien, sich aus der Unterhaltung der Männer heraushaltend, ganz auf das Arrangement aus Rührei, Fleischbällchen, Wurst, Käse und diversen Beilagen auf ihrem Teller konzentriert, ließ das Messer bedächtig langsam durch Melonen- und Tomatenscheiben gleiten, die Gabel zeitlupenhaft zartrosa Lachs aufwickeln und treffsicher schrumpfigschwarze Oliven durchstoßen. Die Schweigsame und die Vielredner, dachte ich. Es war jedes Mal die gleiche Frühstückssituation. Marions Schweigen hatte etwas Desinteressiertes, ja das Gerede der Männer, Gerts lehrerhaftes Dozieren und Martins banale Alltagsschilderungen sowie die

Frotzeleien, mit denen sich beide zu übertreffen suchten, Verachtendes. Sie war der Ansicht, dass die meisten Dinge im Leben unabänderlich waren, und so ertrug sie Gerts Rededrang in fatalistischem Gleichmut. Ich hatte mich über ihre Schicksals-ergebenheit, die für mich Ausdruck festgefahrenen Denkens war, immer geärgert. Als gäbe es einen Kodex allem zugrundeliegender, zu verinnerlichender Regeln. Wie sie, wenn wir zusammen in einem Konzert gesessen hatten, bei jedem Hüsteln genervt die Augen verdreht hatte, war mir dann immer in den Sinn gekommen, und wie sie danach immer gleich nach Hause gewollt, mit dem Menschenstrom dem nächstliegenden U-Bahneingang zugestremt war, was nicht nur am frühen Aufstehenmüssen am nächsten Tag, sondern zu gleichen Teilen daran gelegen hatte, dass für sie alles, was sie tat, einen im Vorhinein bestimmten, unveränderbaren Verlauf hatte. Sie hatte ihr Leben in Pflicht und Vergnügen unterteilt wie in Tag und Nacht, und diese Zweigeteiltheit hatte sich ihr ins Gesicht gegraben, es zu einer Maske gemacht, die sie sich mit eiliger Routine überzog, bevor sie sich in das Eine oder das Andere hineinbegab, allmorgendlich mit der S-Bahn in ihre Apotheke fuhr und am Abend Konzerte oder Theateraufführungen besuchte, mit der sie Flugzeuge bestieg, um die Pyramiden, die Chinesische Mauer oder die Blaue Moschee zu besichtigen, einer Maske von bronzefarbener Glätte, mit einem Kranz steifgebürsteter Wimpern, stahlblauen Lidern und strichdünnen Augenbrauen.

Das Buffet befand sich im Innern des Lokals, einem dunklen, schlauchartigen und, wie der Vorgarten, voll besetztem Raum. Blicke trafen mich, als ich ihn durchschritt, sekundenschnell an mir herabgleitende visuelle Einschätzungen, was ich zwar nicht als angenehm empfand, aber aushalten konnte in meiner Öffentlichkeitspräpariertheit. Mir war, als ob ich mein Leben nur spielte. Ich erwiderte Gerts Blick aus seinen kleinen mausgrauen Augen, während er auf mich einredete, und mir war, als stünde ich auf einer Bühne, wäre Akteurin in einem Stück über den Müßiggang, der die Sinne schärfte, die Geschmackssinne und die des Sehens, der winzige Gesten bedeutungsvoll erscheinen

ließ, die Zeit in Augenblicken maß und einem, von alltagsauflösender Leichtigkeit erfasst, das Gefühl gab, dass alles möglich sei.

Marion hatte die Ärmel ihrer Jacke fester über dem Bauch zusammengezogen, sich zurückgelehnt und ihr Gesicht der Sonne dargeboten. Nur wenn die Unterhaltung eine Wendung nahm, die sie ärgerte, mischte sie sich manchmal ein, richtete sich abrupt auf, so dass ihr langer Ohrring wie ein Pendel hin und her schwang, um, von schlussstrichhaften Handbewegungen begleitet, dem Gesagten zu widersprechen. Dass sie schon damals von dieser keinen Widerspruch duldenden Entschiedenheit gewesen war, dachte ich, vor fünfundzwanzig Jahren, als ihre Haare statt künstlich rot noch natürlich blond gewesen waren und statt als gezähmte Kurzfrisur in wilden Locken ihren Kopf umstanden und wir auf dem Kolleg das Abitur nachgeholt hatten, diese Unbeirrbarkeit in allem gehabt hatte, dieses uneingeschränkte Für-etwas-Sein und etwas anderes genauso uneingeschränkt ablehnen. Sie war damals Mitglied der neu gegründeten Alternativen Liste gewesen und ständig zu Kundgebungen und Demonstrationen gegangen. Das gemeinsame Demonstrieren war damals überhaupt ein wesentlicher Bestandteil des Kollegiatendaseins gewesen, nicht nur gegen politische Entscheidungen, sondern auch gegen schulinterne Richtlinien; überall hatte man sich zu Gruppen zusammengefunden, Interessenvertretungen und Mitbestimmungsgremien gebildet, ganz abgesehen von den zahlreichen Arbeitskreisen, in denen zusammen gelernt und diskutiert worden war.

Ich hatte, abgesehen von einigen den Unterrichtsstoff nachbearbeitenden Zusammenkünften, nie an diesen meinungsbekundenden Aktivitäten teilgenommen, vielleicht, weil ich keine Meinung zu haben geglaubt hatte oder mir ihrer nicht sicher war, oder weil ich mich den entschlossen agierenden Protestlern nicht zugehörig gefühlt hatte. Mein Halt war in jener Zeit Hans gewesen, der, in existenzialistisches Schwarz gehüllt, dem aktionistischen Eifer seiner Mitschüler eine Attitüde blasierten Überdresses entgegengesetzt hatte. Gemeinsam waren wir der allgemeinen Aufgeregtheit mit demonstrativer Gleichmut begeg-



net, hatten mit desinteressierten Gesichtern zwischen lebhaft Diskutierenden gesessen und uns über die Wichtigkeit, die sie dem allgemeinen Schulgeschehen und den Zensuren beimaßen, lustig gemacht, über ihr Punktedurchschnittsermitteln und diese in Zensuren umrechnen und umgekehrt, als befassten sie sich nur mit dem Unterrichtsstoff, um ihn anschließend in Zahlen verwandeln zu können. Hans war in seiner Ablehnungspose überzeugender gewesen als ich in meiner Schüchternheit, die mich immer wieder zweifeln ließ, ob ich wirklich nicht dazugehören wollte oder es nur nicht konnte und deshalb so tat, als wollte ich es nicht. Im Unterschied zu den meisten Mitlernenden am Kolleg, die den späten Schulbesuch als Chance zur Umorientierung und persönlichen Weiterentwicklung begriffen, war er für ihn nur eine lästige Notwendigkeit zum Erreichen eines klaren Zieles: Hans wollte Philosophie studieren. Wollte seinen nihilistischen Vorbildern Nietzsche, Kierkegaard und Cioran, mit deren Schriften er sich seit Jahren beschäftigte, näherkommen können, tiefer in die Mystik Meister Eckhardts eintauchen, einen fundamentalen Einblick in die Geschichte der Welterklärungen bekommen. Wenn er in seinen weiten, auf den Schulern hängenden Jacketts schlurfend die Flure entlang lief, als einer der letzten das Klassenzimmer betrat, sich auf den erstbesten freien Stuhl fallen ließ, seine abgewetzte Ledertasche auf den Nebensitz warf und, einen Kugelschreiber zwischen den Fingern zwirbelnd, den Unterricht wie eine ihn tödlich langweilende, aber dennoch nicht zu vermeidende Veranstaltung an sich vorüberziehen ließ, hatte dies, besonders bei den Frauen des Kollegs, Aufmerksamkeit erregt. Seine überzeugte Abkehr von allem, was ihnen wichtig war, der weltüberdrüssige Zug in seinem Gesicht hatten sie angezogen, ihn in einen Nebel der Rätselhaftigkeit gehüllt, den zu lichten sie sich herausgefordert fühlten. Und auch Hans war den Frauen zugetan gewesen, hatte etliche Affären am Kolleg gehabt, kurze Liebesabenteuer, die nichts verändert, keine Spuren an ihm hinterlassen hatten, mir jedoch jedes Mal wie ein Verrat, ein zum Feind Übergelaufensein erschienen waren, den wir doch gemeinsam zu bekämpfen hatten.

Wahrscheinlich hatte auch Marion Hans gemocht. Jedenfalls hatte ich das später aus der Art, in der sie mir von diversen Männern vorgeschwärmt hatte, geschlossen. Während der Kollegzeit hatten wir noch nicht viel miteinander zu tun gehabt, sondern waren uns erst später, im Germanistikstudium, bei gemeinsam erarbeiteten Hausarbeiten näher gekommen. Ich kann heute nicht mehr sagen, was es gewesen war, das uns, nachdem erst ich und dann sie das Studium abbrach, weiterhin aneinander gebunden hatte.

Gegen eins löste sich unsere Frühstücksrunde gewöhnlich auf. Pappsatt und mit vom langen Sitzen steifen Gliedern standen wir noch eine Weile vor dem Lokal beieinander und ich hatte nur noch den Wunsch, nach Hause zu fahren, allein zu sein mit der müden Schwere in mir, das trennungsverzögernde Hin und Her der Worte zu beenden, zu erschöpft, um Freude über das geglückte Zusammengewesensein zu empfinden; wollte nur noch die unumgänglichen Verabschiedungsumarmungen hinter mich bringen, die nun noch inniger auszufallen hatten als zur Begrüßung und damit eine letzte Prüfung darstellten, bei der noch etwas passieren konnte, was den Erfolg der vergangenen Stunden zunichtemachen könnte, eine Ungeschicklichkeit, wie das Aneinanderstoßen der Nasen beim Wangenküsschen.

Eigentlich ist die Aussicht des Schreibenkönnens mir schon immer Grundlage meiner äußeren Aktivitäten gewesen, hat sie mir erträglich gemacht, ja manchmal schien es mir sogar, als täte ich alles nur, um es irgendwann einmal in Worte zu kleiden.

Wenn ich an Montagvormittagen mein Rad an das Fallrohr des schmucklosen Neubaus kettete, in dem Frau Weber wohnte, gab mir der Gedanke, unsere Begegnung beschreiben zu können, die Kraft dafür, die zwei Stunden bei ihr zu überstehen. Die Montage waren Frau Weber-Tage. Ich drückte auf dem Tableau die Klingel neben ihrem Namen und lehnte mich, um sie sogleich aufstoßen zu können, wenn der Summer ertönte, gegen die Tür. Es dauerte immer eine Weile, bis sie sich aus dem Sessel erhoben

und, auf ihren Rollator gestützt, über den Flur zur Wohnungstür bewegt hatte; mitunter musste ich auch zwei- oder dreimal klingeln, weil sie den Fernseher laufen und nichts gehört hatte. An den Namensschildern erkannte man, wie lange die einzelnen Mieter bereits in diesem Haus wohnten: Die der älteren waren in ordentlich schwarzer Druckschrift hinter einem Plastikschild ins Tableau eingelassen und wiesen nur durch ihre mehr oder weniger ausgeprägte Vergilbung auf unterschiedliche Anbringungsdaten hin, während erst in jüngerer Zeit eingezogene ihre meist fremdländischen Namen einfach mit der Hand auf über die vorigen Namen geklebte Papierstreifen geschrieben hatten. Frau Weber hatte schon mit ihrem vor zehn Jahren gestorbenen Mann in diesem Haus gewohnt und deshalb gehörte ihr Schild zu den am stärksten vergilbten. Etliche Male hatte sie mir schon die Geschichte erzählt, wie ihr Mann bei einem Spaziergang zufällig an dem noch nicht fertig gebauten Haus vorbeigekommen sei und das Schild, dass es noch freie Wohnungen gäbe, gelesen hatte, wie er sich die Telefonnummer des Eigentümers abgeschrieben und ihn am nächsten Tag gleich angerufen hatte, und wie er dann den Schnitt aller Räume auf Millimeterpapier übertragen und erfreut festgestellt hatte, dass ihre Möbel dort genau hineinpassen würden. Obwohl es sich um einen mittlerweile etwas heruntergekommenen Kastenbau aus den siebziger Jahren handelte, sah sie es nach wie vor als Glücksfall an, in ihm leben zu können und beteuerte immer wieder, wie begeistert alle, die sie besucht hatten, von ihrer Wohnung gewesen waren, wie sehr sie von den breiten Fenstern, der geräumigen Einbauküche und dem großen Balkon geschwärmt hatten. Erst kürzlich, schloss sie ihre Erzählung stets ab, sei ein Bekannter bei ihr gewesen und hätte ihr befohlen, niemals aus ihrer schönen Wohnung auszugehen, wobei sie beim Zitieren dieses Satzes nie vergaß, gebieterisch mit ihrem knorrigen Zeigefinger zu wackeln.

Ich nahm immer zwei der Steinstufen auf einmal in dem engen Treppenhaus und kam dann etwas atemlos bei ihr im vierten Stock an, wo sie bereits an der spaltbreit geöffneten Tür auf mich wartete, jedes Mal, obwohl ich ihr schon wiederholt von meinen klaustrophobischen Ängsten erzählt hatte, aufs neue

darüber verwundert, dass ich nicht wie alle anderen den Fahrstuhl benutzte, dessen mit Sprüchen und Zeichnungen bekritzelter Eiseneingang sich unmittelbar neben ihrer Wohnung befand und der es ihr ermöglichte, weiterhin in ihr zu leben. Sie hielt meine Hand immer ein wenig zu lange in der ihren, so dass ich sie ihr wie einen sich aus dem Netz windenden Fisch entziehen musste, erkundigte sich, deren Kälte wahrnehmend, jedes Mal nach dem Wetter draußen, worauf ich ihr erklärte, dass meine Hände deshalb so kalt seien, weil ich mit dem Rad gekommen war. Dann schob sie sich schwerfällig in Richtung Wohnzimmer zurück, forderte mich auf, in dem zweiten Sessel Platz zu nehmen, während sie sich ächzend in den ihren sinken ließ, dem einzig genutzten und deshalb mit einer tiefen Kuhle versehenen Sitzmöbel, das ich allwöchentlich von Krümeln, zerknüllten Taschentüchern und in seine Ritzen gerutschten Gegenständen befreite.

Sie musste erst einmal erzählen, den Berg der Ereignisse ihrer einsamen Tage abtragen. Wusste dann nicht, wo sie anfangen sollte, als sei zu viel geschehen, so dass es ihr nicht gelänge, die Dinge in eine Reihenfolge zu bringen, hätte sich das Heutige mit dem Gestrigen und Vorgestrigen, alles Geschehene überhaupt in ihrem Kopf zu einem zähen Brei verklumpt, griff mit zittrigen Händen nach den Papieren auf dem Kachel Tisch zwischen uns, in die Stapel aus Briefen, Rechnungen, Quittungen, Rezepten und anderen Belegen, die schon, so lange ich zu ihr kam, dort lagen und um die ich mit einem Lappen herumwischte, vergaß in der Bewegung bereits, wonach sie suchte, zog willkürlich etwas hervor und las es mir vor: das Überweisungsformular für den Augenarzt, den Termin bei der Fußpflegerin, die Karte der Enkelin aus Neuseeland, nahm dann, als bemerkte sie ihre Orientierungslosigkeit, den Wochenkalender zur Hand und blätterte dessen Seiten vor und zurück.

„Welchen Tag haben wir heute?“, fragte sie mich.

„Montag“, antwortete ich, „den dreizehnten Mai.“

Während sie redete, überlegte ich, womit die kommenden zwei Stunden zu füllen wären. Es würde wohl wieder auf das Übliche hinauslaufen: Staubsaugen, abstauben, Küche und Bad

wischen, Badewanne und Waschbecken putzen sowie die Spüle und den Herd. Nur selten hatte sie besondere Wünsche, meist antwortete sie auf meine Frage, was ich tun solle, mit einem ‚Was Sie für nötig halten‘ und ich konnte mich nur selten zu anderen als den gewöhnlichen Verrichtungen aufraffen.

Ihre Wohnung glich einem Museum, in dem die meisten Dinge zu funktionslosen Erinnerungsstücken geworden waren, die ich regelmäßig von der Patina der Zeit befreite: die Kristallgläser und Vasen sowie die gerahmten Familienfotos auf der Anrichte, die Puppen auf der Sofalehne, der Musikschrank mit der Kassettensammlung und die Samtkissen mit dem obligaten Knick in der Mitte. Nur die Küche zeigte Lebensspuren, einen Topf auf dem Herd, in dem sie etwas erwärmt hatte, das Frühstücksgeschirr in der Spüle, die Teekanne mit dem Pfefferminzbeutel darin.

Auf den Knien rutschte ich mit dem Aufwischlappen den Boden entlang, schob den Staubsauger über die dicken Teppiche und Läufer, spritzte Scheuermilch in die Badewanne und fuhr in kreisenden Bewegungen mit dem Schwamm darüber, zog die Betten ab und stopfte die Bezüge in die Waschmaschine. Dass derartige Arbeiten in meiner eigenen Wohnung sehr viel nötiger wären, dachte ich dabei immer, und dass es eigentlich ausreichend wäre, nur alle vierzehn Tage zu ihr zu kommen, wagte jedoch nicht, dies vorzuschlagen, nicht nur, weil mir dann zweimal im Monat die zwanzig Euro, die sie mir zum Abschied mit einer Tafel Schokolade in die Hand drückte, entgehen würden, sondern vor allem, weil ich merkte, wie gut ihr meine Gesellschaft tat.

Nachdem ich eine Weile gearbeitet hatte, begann sie unsere Pause vorzubereiten. Ich hörte ihre schlurfenden Schritte in der Küche, das Geräusch geöffneter Schranktüren, das Klappern von Geschirr, das Knistern aufreißender Kekspackungen, das eindringliche Pfeifen des Wasserkessels, roch den sich in der Wohnung ausbreitenden Kaffeeduft, als sie das sprudelnde Wasser in den pulvergefüllten Filter goss.

„Der Kaffee ist fertig!“, rief sie wenig später mit lauter Stimme und wir setzten uns an den Küchentisch, den sie mit dem

guten blauweißen Zwiebelmustergeschirr gedeckt hatte, aus der Serie ‚Mara blau‘, wie ich inzwischen wusste und dass sie sich davon Stück für Stück zusammengekauft hatte. Ich war jedes Mal aufs Neue darüber gerührt, wie viel Mühe sie sich mit unserer Kaffeepause gab. Sogar einen Tropfenfänger hatte sie an die Kanne gehängt, aus der ich uns eingoss, und auf den Untertassen lagen kleine, mit einem Lochmuster ausgestanzte Deckchen aus rotem Glanzpapier, die ihr Mann in der Werkstatt seiner Firma angefertigt hatte. Sie erzählte von früher. Es gab nur noch das Früher in ihrem Leben. Ihre Arbeit als Sekretärin, bei der sie ihrem Chef so unentbehrlich geworden war, dass er sie, als er den Firmensitz nach Wien verlegte, gefragt hatte, ob sie mit ihm dorthin zöge, was sie natürlich ihrer Familie wegen abgelehnt hatte, wie später auch ihr Mann, dem nach dem Tod des Inhabers die Leitung des Betriebes, in dem er eine geschäftsführerähnliche Position inne gehabt hatte, angeboten wurde. Wie sie mit mütterlicher Diplomatie den Berufsweg des Sohnes geebnet hatte, weil sie, was dieser nicht wusste, mit einem Lehrer seiner Schule bekannt gewesen war, und sich später, nachdem er seine eigene Familie gegründet hatte und in eine andere Stadt gezogen war, immer Zeit für die Enkelkinder genommen hatte, immer dorthin gefahren war, worin ihr Mann sie stets unterstützt hatte. ‚Die Kinder brauchen dich‘, hatte er dann gesagt und versichert, dass er schon alleine zurechtkäme. Die Wochenenden im Segelverein, in dem sie wie eine große Familie gewesen waren, die häufigen Gäste, die sie gehabt und die üppigen Mahlzeiten, die sie dann immer zubereitet, die raffinierten Torten, die sie gebacken hatte, und dass alle stets voll des Lobes gewesen waren. Ihre Kindheit gab es, die Sonntagsausflüge mit der Mutter ins Flughafencafé, wo sie, während diese mit ihren Freundinnen geplaudert, das Abheben und Landen der riesigen rundbauchigen Maschinen beobachtet hatte und das Heranschweben des Zeppelins, wie der Vater sie, um ihr das Schwimmen beizubringen, einfach in den See geworfen und wie sie ihn in Kriegsnächten auf den Dachboden begleitet hatte, wo er als Blockwart für das Ausfindigmachen und Löschen von Bränden zuständig gewesen war. Sie kippte sich eines der portionierten Plastikpöfchen mit Sahne in den Kaffee,

füllte es noch einmal mit einem Teelöffel des Kaffee-Milch-Gemischs, ließ es ebenfalls in die Tasse fließen und rührte dann alles sorgfältig um. Dampf stieg aus ihrer Tasse empor und sie versank immer mehr in ihre Erinnerungen, wiederholte litanehaft Bekanntes, weil das Unbekannte keinen Platz mehr fand in ihrem Kopf, flüchtete sich auf Vergangenheitsinseln im Meer einer fremd gewordenen Gegenwart. Mit ihrem rechten, noch kontaktfähigen Auge, das linke verlor sich, vom Grauen Star geschädigt, in objektloser Ferne, fing sie jeden meiner Blicke auf und erklärte mir dessen Ziel: Die Porzellanschüssel mit dem Deckelgriff in Form eines Herings sei ein Erbstück der Schwester, die diesen Fisch darin in deliziöser Weise einzulegen verstanden hatte, die Zeichnungen altstädtischer Motive über dem Tisch einem Hobby ihres Mannes entsprungen, das er sich als Ausgleich zum anstrengenden Arbeitsleben gesucht hatte, die Teller mit den Motiven deutscher Weinorte Souvenirs diverser Verkostungen, zu denen sie früher gerne gefahren waren. Ich nickte zu ihren Worten, lachte an den passenden Stellen; manchmal erzählte ich Vergleichbares aus meinem eigenen Leben, doch sie nahm in ihrem unbändigen Mitteilungsdrang kaum auf, was ich sagte. Ich bemühte mich, nicht auf die Flecken auf ihrem Pullover zu sehen und die darunter haltlos herabhängenden Brüste. Ein Gefühl des mit mir Zufriedenseins überkam mich und mir fiel Frau Kroll ein, eine Kollegin in der Baubehörde, in der ich vor dem Kolleg einige Jahre gearbeitet hatte. Allmorgendlich waren wir zur Frühstückspausenzeit gemeinsam die langen Flure zur Kantine entlangelaufen und hatten dort für eine halbe Stunde zusammengesessen. Sie war im Alter meiner Mutter gewesen, und obwohl sie mit ihren sorgfältig ondulierten Haaren, ihren makellosen Rock-Bluse-Kombinationen und fast statuenhaften Gesichtszügen eine unnahbare Eleganz ausgestrahlt hatte, war es in unseren Unterhaltungen um so banale Dinge wie Haushaltsführung, Kochrezepte und die Organisation des täglichen Einkaufs gegangen. Auch damals hatte ich diese Zufriedenheit verspürt, einen Stolz darauf, dass wir uns, obwohl uns nichts weiter verbunden hatte und mir die Instabilität meines Lebens angesichts ihres in gesicherten Bahnen verlaufenden Ehefrauen-

daseins umso deutlicher geworden war, Tag für Tag etwas zu erzählen gewusst hatten, ja dass es mich mit einer wohlthuenden Leichtigkeit erfüllt hatte, mit ihr über diese Alltagsdinge zu reden.

„Greifen Sie zu!“, forderte Frau Weber mich auf und deutete auf den Teller mit den Schokoladenkeksen, von denen ich schon etliche gegessen hatte. Ich nahm noch einen. Suchte dann nach einer Gelegenheit, um mich aus ihren Erzählungen loszureißen, einer kleinen Pause, in die ich ein „Jetzt muss ich aber weitermachen“ werfen konnte. Staubwischen musste ich noch und auch noch die Wäsche aufhängen.

Vor der Schrankwand im Wohnzimmer überfiel mich dann eine tiefe, jede Bewegung lähmende Müdigkeit. Als würde ich fortan zu nichts anderem mehr fähig sein, als vor diesem riesigen Ungetüm zu hocken und mit einem Tuch über seinen hölzernen Körper zu fahren. Man könnte Stunden mit seiner Entstaubung verbringen, dachte ich, mit dem zu einer Spitze gezwirbelten Tuch, in all seine Ritzen und Vertiefungen eindringen, in die Ecken der bleigefassten Scheiben aus dickem grünen Glas, den Verschnörkelungen seiner Zierleisten wie einem Geheimnis auf den Grund zu gehen versuchen und dies ein, zwei Tage später erneut tun, weil sich bereits wieder eine zarte graue Schicht auf ihm gebildet hatte. Die Pflege des Schrankes könnte demnach etwas Lebensfüllendes sein, eine sich ewig wiederholende Abfolge immergleicher gedankenloser Handgriffe, was mir in diesen Augenblicken verheißungsvoll erschien: eingebettet zu sein in die Vorhersagbarkeit einfachster Verrichtungen und nichts mehr überlegen und entscheiden, keine Ungewissheiten mehr ertragen zu müssen. Die Häkel- und Brokatdeckchen auf ihm zusammenraffend, erhob ich mich mühsam aus meiner rundrückigen Sitzposition, um sie auf dem Balkon auszuschütteln. Stützte die Ellbogen auf dessen Brüstung, legte den Kopf in die Hände und ließ meinen Blick über das Häusermeer schweifen, das kein Ende hatte, in der Ferne nur undeutlicher, wie in Nebel gehüllt war und in seiner Weite eine kalte Anonymität ausstrahlte. Davor, wie eine über der Stadt schwebende Botschaft, ragten die an langen



Eisenstäben befestigten Lettern des nahen Kaufhauses aus der Dächerlandschaft heraus.

Durch das Geflecht der kleinen ineinanderlaufenden Straßen, die sich hinter dem Kaufhaus befanden, war ich mit dem Rad zu ihr gefahren. Selbst aus der sicheren Entfernung meines Standortes und obwohl nun alles vorbei war, konnte ich noch immer die Aufgeregtheit, die mich jedes Mal erfasst hatte, nachempfinden, das Gemisch aus Angst und Freude und das Gefühl, mich selbst auszulöschen, das mich auf dem Weg zu ihr immer erfüllt hatte, mich mit allem, was mich ausmachte, in Frage zu stellen. Um meine Fassung wiederzugewinnen und mich auf unsere Zusammenkunft vorzubereiten, hatte ich mehr Zeit für den Weg einkalkuliert, als ich tatsächlich brauchte, so dass ich immer zu früh war und in ihrer Straße noch ein wenig auf und ab gehen musste. Es war eine Straße wie unzählige andere in der Stadt, mit alten vierstöckigen Häusern, breiten Bürgersteigen, Bäumen, die im Sommer Schatten spendeten, und vielen kleinen Läden, Cafés und Restaurants, eine Straße von der Art, wie ich sie unzählige Male durchlaufen hatte, die nur dadurch, dass sie dort wohnte, zu etwas Besonderem geworden war, zu einer Gegend, die sich gegen mich verschworen hatte. Ich hatte nicht in sie hineingehört in meiner Schutzlosigkeit, meiner Dünnhäutig-, ja beinahe Hautlosigkeit, Schutzlosigkeit, während um mich herum alles ganz normal weiterlief und mich zu verhöhnen schien in meiner inneren Aufgelöstheit, und dieses Nichthineingehören hatte sich nicht nur auf ihre Straße beschränkt, sondern sich wie eine Epidemie auch auf alle umliegenden, ähnlich beschaffenen, ja auf das gesamte sich hinter dem Kaufhaus befindliche Viertel ausgebreitet. Als beträte ich ein für mich verbotenes Gelände, war mir jedes Mal, wenn ich dorthin kam, zumute gewesen, und als würden alle, die dort unterwegs waren, mir dies ansehen, oder als hielten sie mich zwar für eine der ihren, doch ich wusste, dass sie sich irrten, und befürchtete, mich durch irgendeine Unachtsamkeit zu verraten. Der Blick des in der Tür stehenden Inhabers des kleinen Zeitungsladens konnte mich entlarven oder die Paare,